

Begegnung mit Joseph Wresinski

*Interview von Claudine Faure mit Joseph Wresinski, Méry-sur-Oise, Oktober 1987;
Videobearbeitung: Philippe Hamel, 2000.*

Claudine Faure: Père Joseph, können Sie mir erklären, was Elend ist?

Joseph Wresinski: Elend? Das ist, wenn Personen oder Familien große Schwierigkeiten haben und gezwungen sind, Fürsorge in Anspruch zu nehmen, weil ihnen keine Rechte zuerkannt werden. Das ist Elend, glaube ich: rechtlos sein.

Diese Familien oder diese Personen sind rechtlos, weil sie als minderwertig gelten, als unfähig, ihre Verantwortungen wahrzunehmen. Die Familien, sie sagen es selbst: "Wir gelten gar nichts."

CF: Und was meinen Sie dazu?

J.W.: Ich meine, es ist eine tiefe Ungerechtigkeit, denn alle Personen und alle Familien, die ich kenne, in der ganzen Welt und besonders in Frankreich, haben den Willen, aus dieser Lage herauszukommen. Niemand will im Winter frieren, niemand will hungern, niemand will arbeitslos sein, niemand will allseits verrufen sein. Jeder strengt sich immer wieder an. Aber weil man die Leute übergeht, weil man sie für untüchtig hält, nimmt man nicht einmal mehr ihre Anstrengungen wahr. Ich habe Familien gekannt, die vor einem Besuch der Sozialarbeiterin ihr Haus von oben bis unten geputzt hatten. Aber es war so armselig, dass die Sozialarbeiterin als erstes sagte: "Wie können Sie nur in einer solchen Bruchbude wohnen?" Das ist Elend! Die Leute sehen nicht mehr, wie man sich anstrengt. Sie sehen einen nicht mehr an.

CF: Und wie kam es, dass Sie diesen Familien begegnet sind?

Erstens habe ich meine ganze Jugend im Elend verbracht. Dann, nachdem ich Konditor gelernt hatte, bin in eine Jugendbewegung eingetreten, die CAJ (Christliche Arbeiterjugend). Da war ich mit Jugendlichen in Kontakt, die wie ich aus der Welt des Leidens und des Kummers kamen.

Und als ich dann beschloss, ins Priesterseminar einzutreten, da ging es mir darum, solche Jugendliche aufzusuchen und auch Mütter wie meine Mutter, Frauen, die sich zu Tode schufteten und ihre Gesundheit ruinieren, um ihre Kinder großzuziehen. Ich sagte mir: "Als Priester werde ich von Gott die Macht haben, zu retten und aufzurichten." Ich habe mich nicht getäuscht, oder?

Das Elend ist eine Gefährtin, die mir mein Leben lang gefolgt ist. Ich war Landpfarrer in einem kleinen Dorf, in der Region Aisne. Da war ich wirklich glücklich, wie ein Fisch im Wasser, und eines Tages sagte mir mein Bischof: "Joseph, in Noisy-le-Grand ist ein Lager mit mehreren Hundert Familien und da braucht es einen Seelsorger. Wenn du willst, gehst du hin." So hat es begonnen! Es war eine kirchliche Entscheidung. Als ich dort ankam, fand ich so viele Familien vor, die von überall her kamen, die nichts gemeinsam hatten als das Elend, das sie dort zusammenführte. Deshalb konnten sie weder ein Dorf noch eine Gemeinschaft bilden. Ein Dorf

entsteht rund um eine bestimmte Aktivität, die es hervorbringt, die es kreiert. In einer Gemeinschaft führt ein Ideal die Menschen zusammen. Hier gab es nichts, das diese Menschen verbinden konnte, außer Elend, Leid und Kummer. Ich habe sofort verstanden ... Es ist seltsam, denn ich kam mit der Vorstellung, mich mit ihnen zu vergraben, mit ihnen zu leben, ihr Leben zu teilen, herauszufinden, was sie antreibt und was sie auch in Bewegung bringen könnte. Dann habe ich gemerkt, dass es so viele, viele Dinge gab, die sie erdrückten. Es gab damals zum Beispiel keine Schule. Es gab fast tausend Kinder und nur ein Drittel konnte zur Schule, weil die Schule noch nicht gebaut war.

Es gab nur einige Brunnen für 250-260 Familien. Es gab nur ein gemeinsames WC für all diese Familien! Die Baracken waren eine Art halbrunde Schuppen aus Eternit, 5 m 20 breit und 8 m 40 lang.

Diese Familien brauchten vor allem Anerkennung. Sie mussten wissen, dass ich ihnen vertraute. So habe ich jahrelang hart daran gearbeitet, mir selbst und ihnen die Gewissheit zu verschaffen, dass sie fähig waren und dass sie alles tun mussten, um da herauszukommen.

Es gab keinen Zementboden in den Iglus, es gab keinen Strom, das Wasser war in diesen wenigen Brunnen. Wir haben uns zusammengetan, um die Erde aufzugraben, Zementböden zu legen, die Iglus zu isolieren, um eigene Zimmer für die Kinder einzurichten, damit den Kindern im Winter weniger kalt und im Sommer weniger heiß war, damit sie nicht wegen Flüssigkeitsmangel erkrankten. Das war ein außerordentliches Abenteuer mit den Familien. Es ging so weit, dass die Familien sagten «Warum nicht einen Verein gründen? Warum nicht zusammenschließen?» Und sie haben vorgeschlagen, dass wir einen Verein gründen. Und so haben wir ATD Vierte Welt aufgebaut. Am Anfang hieß es «Hilfe in aller Not». Aber danach haben wir festgestellt, dass es nicht mehr «Hilfe in aller Not» war, weil die Familien kämpften, aufrecht standen. Sie wollten unbedingt aus der Not herauskommen. Es war wirklich ein absolut einzigartiges Abenteuer. Und eines Tages, in Gedanken an die Französische Revolution 1789, entdeckten wir die Beschwerdelisten des Vierten Standes. Wir sagten uns, warum nennen wir uns nicht «Vierte Welt»? Aufrechte Menschen, die es schaffen wollen, da herauszukommen. Familien, die das Elend ablehnen und die die anderen auffordern, sich mit ihnen zusammenzuschließen, um aus dem Elend herauszukommen. So wurde die Bewegung ATD Vierte Welt gegründet.

CF: Und wie ist die aktuelle Lage der Menschen der Vierten Welt?

J.W: Eins ist sicher: Wo immer man Familien antrifft, die die Bewegung kennengelernt oder in ihr mitgewirkt haben, sagen sie alle: «Mit ATD sind wir zwar nicht in allem einverstanden, aber ATD hat uns die Ehre zurückgegeben.» Ich glaube, wir haben einem unbekanntem, abgeschobenen und verstoßenen Volk zu einer Identität verholfen. Und ich glaube, das war ein großer Erfolg. Und der zweite Erfolg war, dass junge Frauen und Männer dachten, es lohnt sich, mit der Vierten Welt zusammenzuleben, um mit ihr zu kämpfen, um sie dem Elend zu entreißen, um sich gemeinsam aus dem Elend zu befreien. Denn der zweite Sieg für die Familien war der Aufbau eines Freiwilligendienstes wie der von ATD Vierte Welt. Und das geschah nicht ohne Mühe! Zum Beispiel gab es, als ich in Noisy-le-Grand ankam, eine Suppenküche, eine Lebensmittelbank, es gab all das, was heute notgedrungen für die Armen existiert. Und ich habe damit angefangen, eine Bibliothek aufzubauen. Natürlich verstanden die Leute das nicht. Das war für sie ein vollkommen unverständliches Vorhaben. Nicht nur für die Familien, sondern auch für die Umgebung. Die Menschen sagten: «Aber diese Leute können ja gar nicht lesen, Was soll das Ganze, eine Bibliothek aufbauen?» Und dann habe ich Tanzkurse organisiert, und auch Kosmetiktreffen, um die Personen aufzuwerten, damit sie ein Selbstwertgefühl entwickelten und so auch andere schätzen konnten. Das war auch wieder so ein Abenteuer, denn

wir mussten wieder an allen Fronten kämpfen. Verstehen Sie, ein Schönheitssalon, Tanzkurse Bibliotheken und Kindergärten, wo wir doch im Schlamm, im Dreck lebten! Dann haben wir auch allmählich das Fernsehen eingeführt, den Menschen geholfen, etwas fernsehen zu können. Das war ein allgemeines Ärgernis!

Ich habe auch von Anfang an ein Forschungsinstitut geschaffen. Das war, wenn man so will, unsere Startrampe, denn wir konnten uns so auf wissenschaftliche Daten beziehen, was zu der Zeit sehr gefragt war. Es hat uns ermöglicht, auf internationale Ebene zu gehen, auf die Ebene des ILO, der UNESCO, der UNO, der UNICEF. All das haben wir mit Absicht gemacht. Es sollte uns abschirmen, damit man uns nicht sagen konnte, wir seien nur ein kleiner Verein. Ob ein großer oder ein kleiner Verein, das Wichtige war, in allen Kreisen Unterstützung zu haben.

CF: Und wenn Sie mit einem Mitglied der Regierung zusammenkommen, was sagen Sie ihm?

J.W.: Was ich ihm sage? Zuerst, dass es Verantwortung trägt, dass Elend absolut untragbar ist. Dass seine wichtigste Verantwortung darin besteht, sich drei Fragen zu stellen. Erstens: Was mache ich? Zweitens: Was sage ich? Drittens: Was denke ich? Nützt dies den Armen? Das versuche ich, versuchen wir als Bewegung, Verantwortliche in der Politik, aber nicht nur in der Politik, sondern auch in den Gewerkschaften, den Kirchen und überall dazu zu bringen, sich diese Fragen zu stellen: Nützen unsere Vorstöße und Kampagnen wirklich jedermann? Lassen sie nicht manche Familien, manche Personen am Rande? Sind unsere Forderungen wirklich Forderungen für alle?

Die Welt des Elends ist eine Welt, die unter den Folgen der Konjunktur leidet. In jeder Epoche gibt es neue Arme, die in den Vordergrund geraten, was völlig legitim ist. Das führt so gut wie alle zwei, drei Jahre dazu, dass diese Familien, die Erben der großen Armut vielleicht nicht in Vergessenheit geraten, aber unbeachtet bleiben. Man muss also immer wieder von neuem informieren und zeigen, dass es diese Familien noch gibt und dass sie aus der Armut herauskommen wollen. Und wenn sie es nicht wirklich schaffen, liegt es daran, dass man ihre Rechte nicht anerkennt und auch dass man sich nicht zusammentut, damit diese Familien, diese Menschen als Menschen, die Rechte haben, anerkannt werden. Wenn wir nicht aufpassen, können unsere Gesetze, besser gesagt, kann unsere Demokratie leben, ohne dass man jemals sich um diese Familien kümmert, ohne dass man sich auf ihre Situation bezieht. Deshalb stelle ich immer dieselben drei Fragen: Was Sie machen, was Sie sagen, was Sie denken, dient das wirklich der Sache der Ärmsten? Hilft es ihnen, Verantwortung zu übernehmen und aus ihrer Lage herauszukommen?

Es gibt an sich keinen Grund, weshalb die Wirtschaftskrise verheerender sein sollte für die am meisten benachteiligten Familien als für die andern. Aber auch das ist eine Frage der Solidarität. Sind diejenigen, die mehr haben, bereit, weniger zu erhalten, zu Gunsten derer, die weniger haben? Das ist der springende Punkt. Wir werden nur dann aus dem Elend in der Welt herauskommen, wenn die Habenden bereit sind, weniger zu haben zugunsten der Nicht-Habenden. Aber nicht etwa, weil man Almosen gibt, sondern im Namen der Gerechtigkeit. Es geht hier nicht um Almosen, sondern um Gerechtigkeit!

CF: Können Sie mir etwas von den Kindern der Vierten Welt erzählen?

J.W.: Die Kinder der Vierten Welt? Wissen Sie, wenn man von den Kindern spricht, dann hat man immer wieder Überraschungen. Gestern Abend erst dachte ich an Patricia. Patricia war ein Mädchen, ihr Vater war Leichenbestatter. Es war furchtbar bei ihr zu Hause, denn alles war mit Leichentüchern bedeckt. Das Tischtuch war ein Leichentuch, die Handtücher aus Leichentüchern. Furchtbar! Und die Mutter war weg, einfach so. Es waren sechs Kinder, plus

Patricia, also sieben. Abends heftete sie sich an ihren Vater, in seinem Bett, mit Sicherheitsnadeln, damit die Polizei sie nicht mitnimmt, mit ihren Geschwistern. Vor der Polizei versteckten sie sich, mit meiner Hilfe, Patricia und ihre Geschwister, zwischen dem Dach und der Decke des Kindergartens. Sie verbrachten dort manchmal mehrere Nächte, damit die Polizei sie nicht mitnimmt. Als das alles vorbei war und die Mutter zurückkam, kam die Sonne. Später sagte sie mir, als ich sie wiedersah: «Ach, als Kind war es wunderbar. Ich war so froh. Papa hat alles auf sich genommen.» Ich glaube, so ist es für die Kinder. Die Kinder machen überall die kleinen Freuden aus.

Und sie sind die Freude der Großen, denn wenn man ihre kleinen Freuden sieht, dann möchte man ihnen nicht nur große Freude schenken, man ist aber auch zuversichtlich, dass sie in ihrem Leben nicht vom Leid geprägt sein werden.

Ich habe immer dieses Wundersame bemerkt: die Kinder wachsen im Elend auf, aber ohne Hass! Sie haben den Hass nicht gekannt. Vielleicht weil es zu schwer gewesen wäre. Vielleicht weil ihre Mütter und Väter sich so bemühten und sie all die Bemühungen, die auch die anderen machten, bemerkten. Deshalb hängen Kinder aus dem Elend auch so an ihren Eltern. Oft wundert man sich, man sagt, sie bleiben hängen sie gehen nicht weg, man spricht von Zusammenhaften, aber das ist nicht wahr. Sie haben erfahren, dass ihre Mütter und Väter so viel für sie durchgemacht haben, so viel erlitten haben. Sie waren mehr als nur Schutzschilder. Sie waren Herzen, die ihre Herzen umgeben haben.

Es ist etwas ganz Besonderes! Ich denke an diese Kerlchen, die an einem Abend, mitten im Februar, es war kalt, sehr kalt, der Wind war eisig. Und diese Kinder verkauften ihre Murmeln, weil es der Namenstag ihrer Mutter war. Seit mehreren Tagen hatten sie schon kein Brot mehr zu Hause. Das heißt, sie hatten nichts mehr zu essen. Wir hatten alles zusammengekratzt, ich hatte auch nichts mehr. Ich hatte hier und da etwas erbettelt, man gab mir etwas trockenes Brot, das ich ihnen gab. An diesem Tag sagten sie sich, es ist Mamas Namenstag. Was können wir der Mama geben? So verkauften sie ihre Murmeln und brachten ihrer Mutter abends einen Laib Brot. So sind die Kinder. Die Kinder im Elend. Da erinnere ich mich noch an einen anderen Moment. Wir saßen im Schlamm, es war erschreckend. Es hatte geregnet. Überall kniehohes Pfützen! Und eine Dame kam, eine recht schicke Dame, die dem Jungen ein Stück Schokolade gab. Er hat gleich seine kleine Schwester gerufen, um die Schokolade mit ihr zu teilen. So sind die Kinder im Elend!

Ich war auch so als Kind. Ich habe Sachen erfunden, gesucht, gefunden, gestohlen, gegeben. Ich war erfinderisch, damit zuhause kein zu arger Hunger herrschte. Die Kinder im Elend sind genauso. Die Kinder sind wahre Meister, Meister der Liebe.

CF: Und was die Schule betrifft?

JW: Die Schule ist eine Kathedrale des Wissens. Die Kinder gehen so gern in die Schule, wissen Sie? Sie träumen von dieser Schule. Sie träumen davon, zur Schule gehen zu können. Und dann gehen sie in die Schule und es ist nicht ihr soziales Umfeld. Manchmal stellt man ihnen Fragen, die sie nicht verstehen. Oder manchmal verstehen sie es zu gut. Man macht ihnen Bemerkungen und sie sind sehr sensibel. Manchmal, im Schulhof beschimpft man den Vater, die Mutter als Faulenzer. Und manchmal wird dies alles von den Lehrern akzeptiert. Und das verstehen die Kinder nicht und sehr schnell fühlen sich die Kinder ... Wissen Sie, ich war auch so. Ich war so und bin immer noch so. Ich habe Mühe, mich in Gang zu bringen. Ich zögere. Ich weiß nicht. Und es dauert... es dauert. Man muss Geduld haben. Und oft hat man keine Geduld mit diesen Kindern. Und klar, diese Kinder machen manchmal Lärm. Bei ihnen zuhause ist alles so durcheinander und chaotisch. Nicht weil sie unordentlich sind. Aber weil die Armut selbst eine

Unordnung ist. Sie passen nicht so auf die Sachen auf. Sie lassen sie fallen, machen Lärm, sprechen etwas grober als andere. Man versteht das nicht. Und diese Kinder, die so froh waren, in die Schule zu gehen, wollen nach kurzer Zeit schon nicht mehr in die Schule gehen. Und die Eltern merken schon, dass die Kinder leiden und sie zögern. Und wenn die Lehrerin nicht zur Mutter, zum Vater geht, wenn die Lehrerin nicht in das Viertel geht, dann wird sie das alles nicht verstehen. Und wenn das Kind mit Läusen kommt, alle Kinder der Welt haben Läuse, das ist sicher, aber bei den Kindern aus dem Elend, da sind auch die Gerüche, und all das trägt dazu bei, dass das Kind sich nicht wohl fühlt. Deshalb habe ich ihnen beigebracht zu tanzen. Damit sie sich wohl fühlen in ihrer Haut. Damit sie, wenn sie in die Schule gehen, dem Druck der anderen entweichen können.

CF: : Oft fühlen sie sich anders als die anderen?

JW: Anders? Ja, oft fühlen sie sich anders als die anderen, aber weil man ihnen ja sagt, dass sie anders sind. Anders auch, weil sie oft Kleider haben, die ihnen nicht wirklich passen, die aus den Kleidersammlungen kommen. Ich habe auch Kleider aus den Kleidersammlungen getragen. Der erste Anzug, den ich hatte, ich erinnere mich immer noch sehr gut daran, den habe ich mit meiner Mutter gekauft. Der Laden wurde von einem Israeliten geführt, der meine Mutter sehr gern mochte, der sie respektierte. Dort hat Mama meinen ersten Anzug gekauft, einen Anzug, dessen Ärmel meine Hände völlig bedeckten. Denn sie sagte: «Er wird noch wachsen und so hat er den Anzug noch für zwei, drei Jahre!» Wenn man arm ist, man ist immer mehr oder weniger gut angezogen. Und klar fühlt man sich anders als die anderen. Sicherlich! Und manchmal fühlt man sich anders, weil die anderen Eltern ihren Kindern sagen, sie sollen mit diesen Kindern nicht verkehren. Und das sagen die Kinder dann: «Meine Mutter hat mir gesagt, mein Vater hat mir gesagt, dass ...» Und das, das bleibt hängen!

CF: Sind sich die Eltern der Bedeutung der Schule und des Wissens für ihre Kinder bewusst?

JW: Das ist sehr widersprüchlich. Es gibt Väter, die ihren Kindern sagen: "Ich war nicht in der Schule, ich kann nicht lesen und schreiben. Ich habe keinen Schulabschluss und ich bin nicht dümmer als andere. Und siehst du, ich habe es auch geschafft." Und wenn man den Erfolg näher ansieht, ist es doch armselig. Aber das ist die Prahlerei der Armen. Im Innersten haben alle Eltern das Bedürfnis, dass das Kind was lernt. Aber die Schule hat sie so gedemütigt, nicht, dass sie sie demütigen wollte, aber es ist eine so andere Welt, es ist so woanders, genau wie die Kirche, die Kirche ist woanders. Auch der Supermarkt wäre woanders, aber im Supermarkt kann man etwas stehlen. Aber in der Schule kann man nichts stehlen. Und in der Kirche noch weniger. Die Eltern haben viel gelitten in der Schule.

Vor einiger Zeit wurde ich um eine Widmung gebeten. Für ein Buch über Dichtung und ich habe geschrieben: "Ich bin eifersüchtig". Ich bin eifersüchtig auf alle, die von Kindheit an Beethoven, Mozart oder andere entdecken konnten. Ich konnte das nicht. Deshalb wollte ich mein Leben lang, dass die Kinder lernen, dass sie die Kunst, die Poesie, das Schöne kennenlernen. Und das kommt daher, glaube ich, diese tiefe Eifersucht der Armen. Die Armen beneiden die Reichen gar nicht so sehr um ihre Reichtümer. Ein Junge sagte: "Die Reichen sind so beladen mit all ihrem Kram, dass sie nur unglücklich sein können. Sie sind unglücklich!" Aber ich glaube, das Nicht-Wissen-Können macht sie eifersüchtig,

CF: Sie spüren, dass ihnen etwas fehlt?

JW: Oh ja, das spüren sie. Sie leiden darunter, dass man sie unwissend gehalten hat. Alle, mit denen ich lange gesprochen habe und die sich offenbart, enthüllt haben, haben mir immer das

Gleiche gesagt: "Wir haben nichts gelernt, wir sind Idioten, wir sind dumm. Dann bleibt man eben dumm und kapselt sich in seiner Dummheit ab.»

Das ist sehr schlimm, wissen Sie. Mangel ist eine schreckliche Ungerechtigkeit, aber Unwissenheit ist sicher das größte Übel, das man irgendwem zufügen kann. Es ist die äusserste Ungerechtigkeit! Man verweigert den Leuten die Teilnahme am Leben der Welt, an der Kenntnis der Lebewesen, der Dinge, der Ereignisse. Damit verweigert man den Leuten auch die Kenntnis Gottes. Das ist schrecklich, schrecklich! Es ist die äusserste Ungerechtigkeit! Deshalb hat die ATD-Bewegung immer gekämpft, kämpfen die ständigen Volontär.innen dafür, dass die Kinder von klein auf das Maximum von dem erhalten, was sie erhalten können. Dass sie davon profitieren und es entwickeln können, damit sie morgen einen klaren Geist, eine verständliche Sprache haben und spüren können, dass sie jemand sind, dass sie den anderen gegenüber existieren.

CF: Fehlt es ihnen an Selbstsicherheit?

JW: Zwangsläufig! Ich sagte es schon, auch ich bin wenig selbstsicher. Man würde es nicht glauben, aber ich war immer schüchtern. Ich habe immer das Gefühl, mein Gegenüber sei mir überlegen, mache alles besser, sage alles besser, wisse alles besser. Das ist so, unausweichlich. Das ganze Leben der Familien wird ständig bemängelt. Man fragt sie nie um Rat, nie um ihre Meinung. Selbst in dem, was ihre eigenen Belange betrifft. Ich erinnere mich an eine Mutter, die mir sagte: "Es ist sehr seltsam. Ich kenne doch meine Kinder gut. Und man nimmt sie mir weg. Man hat mich nichts gefragt! Man hat mich nicht gefragt, wo man sie hingeben könnte, wem man sie anvertrauen könnte. Man hat mich nichts gefragt, dabei kenne ich sie doch gut."

So ist das, ein armer Mensch wird von vornherein als Unwissender betrachtet, als unfähig, sich zu irgendwas zu äußern. Deshalb glaube ich, dass die Abhängigkeit durch Unwissenheit die schlimmste Form der Abhängigkeit ist. Übrigens weisen die Gefängnisseelsorger darauf hin, dass ein großer Teil der Gefangenen nicht lesen und schreiben kann. Sie kommen aus der Welt des Elends.

CF: Ist Ihre Arbeit für die Kinder der Vierten Welt die gleiche wie für die Kinder der Dritten Welt?

JW: Ich denke, was die Kinder betrifft, sind die Ansatzpunkte die gleichen. Denn egal welches Land, welche Kultur die Kinder haben, sie haben ein tiefgreifendes Bedürfnis nach Gerechtigkeit, ein Verlangen nach Zärtlichkeit, Neugierde, ein Bedürfnis zu wissen, ein Bedürfnis zu berühren, ein Bedürfnis, verstanden und respektiert zu werden. Ich glaube, auch da müssen die Kinder, die ärmsten, denen wir begegnen, unterstützt und begleitet werden auf ihrem Weg des Wissens. Deshalb haben wir in Europa die Straßenbibliotheken gegründet, d.h. Freiwillige gehen mit Büchern in die Viertel, um mit den Kindern ihr Wissen zu teilen. Sie gehen mit Computern auf die Straße, damit die Kinder in ihrem Wohnviertel Zugang zum Computer haben.

In der Dritten Welt haben wir sogenannte Feldbibliotheken. Wir gehen in die Felder, an alle möglichen Orte, mit Büchern. Sie bringen Böcke und Bretter, auf denen die Kinder malen. Alle möglichen Ausdrucksweisen werden gefördert. Manchmal werden Spiele hergestellt. Unser Leitgedanke ist immer, so nah wie möglich am Menschen zu sein. Es kommen immer eine Menge von Mädchen und Jungs. Das ist außerordentlich! Einmal sah ich, wie sie das Märchen von Rotkäppchen erzählten. Das war in Haiti, auf so einem Hügel. 2 km Fußmarsch von dem nächsten Dorf entfernt, und die Kinder mit so großer Lust ... und das Rotkäppchen ... Man sah den Wolf hervorspringen. Es war wunderbar! Sie haben solch eine Ausdrucksfähigkeit, es ist fantastisch!

Diese jungen Leute der Dritten Welt spüren, wie wichtig das Wissen ist. Sie wollen dies ihren kleinen Geschwistern und Freunden vermitteln. Im Westen sind wir übersättigt, übersättigt mit Schulen, mit Universitäten, mit Wissen. Wir sind uns gar nicht bewusst, welch Reichtum dies bedeutet. Wir haben leider nicht diese Leidenschaft, dieses Wissen zu teilen, zu vermitteln. Manchmal wird es auch als ein Wissen des Bürgertums betrachtet, was wirklich lächerlich ist. Das Wissen ist universell und gehört keiner Klasse. Es gehört der Menschheit. Das ist äußerst lächerlich, unglaublich. Und deswegen entstehen Blockaden. Viele junge Menschen, die ihr Wissen anderen vermitteln könnten, behalten es für sich, auf egoistische, unverschämte Weise. Weil das Wissen banal geworden ist. Und ich denke, das Wissen... Ich weiß nicht, wie ich das erklären kann. Da ist wie so ein Gefühl der Abscheu! Da man etwas weiß, fühlt man sich überlegen. Man bemerkt nicht, dass man das Wissen erhalten hat, weil andere sich die Mühe gegeben haben, es zu vermitteln. Die an der Universität realisieren dies nicht immer! Und das ist sehr sehr schlimm. Sie verdanken ihr Wissen den Opfern, die den Arbeitern abverlangt wurden, den Arbeitern, die nur ihr Können, ihr Handwerk, ihr Schulzeugnis haben. So eine Unbewusstheit! Deshalb versucht die Bewegung, die jungen Menschen darauf aufmerksam zu machen.

Ich habe das 1968 entdeckt, als ich in der Universität diskutiert habe, endlos, nächtelang. Und ich habe all diese jungen Menschen gesehen, die voller Intelligenz und voller Möglichkeiten waren, und ich habe mir gesagt, sie verlieren ihre Zeit damit, hier zu diskutieren, wo es doch solch eine große Unwissenheit in den Vierteln gibt. Millionen von Kindern, die nicht mal lesen und schreiben können. Und sie sind da und diskutieren für nichts. So kam es, dass ich «das Wissen auf der Straße» erfunden habe. Ich sagte, die Studenten sollen in die Viertel kommen, um das, was sie gelernt haben, mit denen zu teilen, die leider nie die Möglichkeit haben werden, an die Universität zu gehen, ja, nicht mal die Möglichkeit, einen Beruf zu erlernen, eine Ausbildung zu verfolgen. Ich war in den Bistros, habe mit den Studenten diskutiert. Und ich habe es geschafft, einige dafür zu gewinnen. Und sie sind gekommen. Das war am Anfang. Aber es ist sehr mühsam. Dass der Wissende dem Unwissenden etwas beibringt, das liegt in der Verantwortung all derer, die wissen. Der Wissende schuldet dieses Wissen den anderen. Er ist verpflichtet, dieses Wissen zu teilen. Er hat dieses Wissen ganz umsonst erhalten, auch wenn er sich natürlich bemüht hat, notwendigerweise. Wer in einer Fabrik mit 17 Jahren arbeitet, gibt sich auch Mühe! Ohne die Möglichkeit, jemals ein Diplom, einen Master, einen Doktor zu erwerben. Kenntnisse sind kein Privileg für die einen, sondern sollen eine Gabe für alle sein. Wer davon hat, soll sie dem, der sie nicht hat, geben. Ich brachte diese Studenten mit dem Elend in Kontakt, mit den sozialen Unterschichten, mit all denen, die leiden. Wir haben ihnen gezeigt, was sie alles machen können. Wenn die Studenten zum Beispiel all ihre Demonstrationen im Interesse der Armen gemacht hätten, wenn sie aus Protest in allen Wohnsiedlungen im Großraum Paris Straßenbibliotheken gemacht hätten - der eine hätte seinen Computer mitgebracht, der andere seinen Destillierapparat, wie es manche Freiwillige machen - eine solche Demonstration hätte einen Sinn gehabt und ich glaube, die gesamte Unterschicht, die Arbeiter, all die Menschen, die einfach und knapp leben, wären voll und ganz mit ihnen einverstanden gewesen und hätten sie anders unterstützt. Denn sie hätten entdeckt, dass es zwischen der Universität und der Welt der Armut, der Welt des Elends keinen Graben gibt. Dass es wirklich die gleiche Menschheit ist, die für die gleiche Sache kämpft, für Freiheit und gegenseitige Achtung.

Da kommt viel zusammen. Es ist gut gegen all diese Ungerechtigkeiten zu kämpfen. Es lohnt sich, einen Teil von sich selbst dafür einzusetzen. Einen Teil seines Lebens. Und bei manchen sogar sein ganzes Leben.

CF: Was möchten Sie der heutigen Jugend sagen?

JW: Ich würde ihr sagen: Schau nicht dich an, sondern betrachte die anderen. Denk nicht so arg an dich, aber denk an die anderen. Kämpfe nicht so viel für dich, aber kämpfe für die anderen. Und wenn du betest, dann engagiere dich! Bleibe nicht in Gemeinschaften eingesperrt, die nicht aus sich herausgehen. Spreng die Grenzen! Es liegt in der Jugend, Grenzen zu sprengen! Sonst lohnt es sich nicht, jung zu sein. Oder? Sie sind doch jung, wenn Sie keine Grenzen sprengen, was bringt es? Sie werden nicht in meinem Alter aus sich herausplatzen, oder? Sie hätten nicht mehr die Kraft und den Einfallsreichtum dazu.

CF: Was bringt es, Grenzen zu sprengen?

Père Joseph: Es ist herrlich! Die wunderbaren Begegnungen mit anderen. Und wenn man andere kennenlernt, dann bekommt man zwangsläufig etwas. Und man gibt etwas. Und infolgedessen existiert man! Es ist herrlich, zu existieren! Zu wissen, dass man existiert und dass man zählt, nicht nur für diesen und jenen, sondern für viele. Im Grunde schenkt jede Freude Transparenz und da strahlt es hindurch. So ist jede Freude eine Freude an den anderen. Und das ist es, was ein junger Mensch sich für sein Leben wünschen sollte, denn welche Interesse hätte sonst sein Leben? Er ist nicht verantwortlich, heute, für die Politik, für die Wirtschaftslage. Im Gegensatz zu dem, was man ihm sagt, hat er keine Macht. Er hat jedoch die Möglichkeit, Dinge zu bewegen, dank der Hoffnung und dem Enthusiasmus in ihm. Da kann er viel bewirken. Er kann die Menschen entdecken lassen, dass die Welt nicht so ist, wie man es ihm einredet. Dass sie nicht traurig, nicht hässlich ist. Sie ist einfach da. Es gibt keinen Menschen, der nicht im Inneren das Bedürfnis hat zu geben, also jemandem zu begegnen, der ihm etwas gibt und dem er etwas gibt. Ich glaube, das ist die Grundlage unseres Menschseins.

Aus dem Französischen übersetzt von Marie-Catherine Scherer und Marie-Rose Blunsch Ackermann,
September 2021. ©ATD Vierte Welt